

N u ß e n u n d V e r g n ü g e n .

Nro. 4.

Freitag den 24. Januar 1817.

Brief aus St. Domingo geschrieben.

2.

Die Negerinnen schienen den Tanz noch leidenschaftlicher zu lieben, als die Neger. Da sie vermög' ihrer feinem und empfindlichen Organisation, so wie vermög' ihrer Beschäftigungen, zu einer sitzenden Lebensart genöthigt sind, so muß allerdings jene körperliche Übung um so anziehender für sie seyn, da sie ihnen neben einer wohlthätigen Bewegung, zugleich Gelegenheit gewährt, Reize zu entwickeln, die auf den afrikanischen Schwarzen nicht minder, wie auf den über das sinnliche Vergnügen, so sehr raffinirten Europäer, wirken.

Bei sehr wenigen Abstufungen der Tonleiter hat der bloße schlichte Ausdruck der Stimme der Negerinnen etwas so Melodisches und Sanftes, daß ihr Gesang alle Saiten der Seele in Einklang setzt: er ist in Vergleichung mit dem angestregten, lungenerschöpfenden Gesang

unserer Virtuosen, was das Girren der Taube gegen das durchdringende Gezwitscher des Canarienvogels ist.

Dadurch, daß wir den Tanz in eine kunstgerechte Form gebracht, daß wir dieses so natürliche Vergnügen in einen bloßen Genuß für die Eigenliebe verwandelt, und aus dem, was dem Wilden von Zeit zu Zeit zur Erholung dient, eine anstrengende Leibesübung gemacht haben, hat nicht nur derselbe einen Theil seiner Reize verloren, sondern in dem Maße, wie die Kunst vervollkommenet ward, wurde ihr Gebrauch feltner. Ueberall tanzt man jetzt ungleich besser, aber auch ungleich weniger, als ehemals. Daher rührt es denn auch, daß unsere mehresten Landleute beim Annähern eines feinen Stadtbürgers ihre ländlichen Tänze aus einer falschen Scham unterbrechen, oder statt ihrer häuslichen Manier, die gleichwohl nicht ohne alle Annehmlichkeit ist, eine gezierte, und eben deshalb widersinnliche Manier annehmen.

Ueberhaupt ist unser Tanz nur noch ein leeres Schaugepränge, und während

er bey den Wilden, wie bey den Völkern der Vorzeit, einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes der öffentlichen Feyerlichkeiten ausmacht, und daher bey ihnen immer noch unter einem zu gleicher Zeit moralischen, religiösen und politischen Charakter erscheint, so sind jetzt unse Wälle für unsere kunstgerechten Tänzer bloße nichts bedeutende Veranstaltungen des Luxus, der langen Weile und der Eitelkeit. Unsere Väter brachten, was sie dabey suchten, Fröhlichkeit und Stimmung zum Vergnügen schon mit; wir hingegen, die wir bloß auf Beyfall ausgehen, und eigentlich nur uns geltend machen wollen, versehen fast immer unsers Zwecks. In den meisten Gegenden von Europa haben sogar die strengen Diener einer durchaus duldsamen Religion den Tanz, wo nicht als eine Sünde, doch als eine Gelegenheit zur Sünde, verdammt. Nun müssen wir aber freylich gestehen, daß diese in jedem andern Betrachte ungerechte, barbarische, ungereimte und lächerliche Strenge, zum Theil durch den anmassenden Eigendünkel gerechtfertigt wird, der uns selbst beym Genuße der unschuldigsten Vergnügungen nicht verläßt.

Der Neger dagegen weiß nichts von der Eitelkeit, die ein natürliches Vergnügen in ein mühsames Werk der Kunst verwandelt. Er tanzt für sich, nicht für den Zuschauer. Ein solcher Tanz hat denn aber auch so vielen Reiz für mich, daß ich ihm ganze Nächte hindurch zuschauen könnte, wofern das Vergnügen, das ich dabey empfinde, nicht zuweilen durch die zu gleicher Zeit sich mir aufdringenden Betrachtungen gestört würde. Wenn ich sie so sehe, diese ihrem Vaterlande entrissenen Unglücklichen, wie sie unbefangen auf dem fremden Boden tanzen, auf den unsere Habgier sie verbannt hat, so ers

wacht auf einmahl der Gedanke in mir, daß wohl schon morgen die Stimmen dieser Unglücklichen, diese durch die Stille der Nacht sanft ertönenden Stimmen das Echo nur mit bangen Klagen, mit Seufzern des Schmerzes wecken!

Wer die Neger nicht selbst tanzen gesehen hat, kann sich auch keinen richtigen Begriff von ihrem Tanze machen. Ich weiß nicht, ob diese Kunst bey ihnen wirklich eine ist, d. h. ob sie ihre eigenen Regeln, ihre Theorie, ihren Grad von Vollkommenheit hat; indessen glaube ich, daß,

„wenn die hohe Stufe von Ruhm und Größe, worauf meine Würde als Weiser mich erhebt, mir gestattete, bey einem dieser afrikanischen Tänze eine Rolle zu spielen, ich mit aller meiner Kunst sehr zu kurz kommen würde.“

Ich hatte bereits während meines kurzen Aufenthalt auf der Insel Annoboe bemerkt, daß, wenn die Neger wenig Thätigkeit äußern, sie doch alles was sie freywillig und für sich selbst thun, mit vieler Gewandtheit verrichten; eben diese Mischung von Regsamkeit und Schlawheit, die so ziemlich der Charakter der Südvölker ist, verräth sich auch in ihrem Dialog, der, wenn sie unter einander sich besprechen, ausdrucksvoll lebhaft und rasch, sobald sie hingegen uns in der zwischen Herrn und Sklaven üblichen besondern Sprache Antwort zu geben haben, schleppend träg und monotonisch ist.

Ein Wort an Freunde der Sprachkunde

(Eingefandt von einem krainerischen Philosophen.)

Jedermann wünscht, daß man seine Sprache ja nur in der Mundart seines

Landesbezirkes in Büchern schreiben möchte. Die Erfüllung dieses Wunsches ist unmöglich, da es Legionen verschiedener Mundarten in einer jeden lebenden Sprache gibt; daher laßt uns einen billigen Vergleich treffen, und annehmbare Capitulations-Puncte vorschlagen.

Den einen und ersten Punct geben die Griechen und Lateiner an: sie wollen nicht Barbarismen begehen; folglich vermeide man sie in jeder Sprache, das ist, man vermeide in Bezug einer gegebenen Sprache Italiänismen, Gräcismen, Slowenismen, Germanismen und wie sie alle noch heißen mögen. Dabey habe ich nur zu bitten, daß wir bey uns im Slowenischen recht wohl den Germanismus zu kennen uns angelegen seyn ließen.

Ein zweyter Punct wird gewiß auch allen Partheien billig erscheinen, nämlich ein jeder Scribent besitze sein Recht in seiner örtlichen Mundart zu schreiben. Auf diesem Wege werden wir Originale erhalten, die Sprache bereichern, sie ausbilden, und bey uncultivirten Dialecten die künftige Zeit der Sichtung hoffnungsvoll erwarten.

Mein dritter Punct ist billig, weil er zu Gunsten der rechtlichsten pars sana ausfällt, daß der Ausdruck derjenigen Mundart überhaupt gelten soll, welche den ächtesten und treffendsten besitzt. Dieser Punct beschränkt zwar jedoch nur die Zügellosigkeit, kommt aber allen im Einzelnen zu Gunsten; sie werden ihn also zugestehen. Ich erkläre ihn durch Beyspiele, und frage dabey welcher Ausdruck den Vorzug verdiene. Z. B. in Laibach spricht man: passim, achtgeben, und ahtenzo dem; venz der Kranz, und kranzel; in Oberkrain: sakon'äm, zum Gesetze machen, wofür ich keinen entsprechenden Ausdruck anderswo kenne. In dem Tolmeiner Bezirke: podsemliza, der Erdpffel, die Grundbirn, sonst daraus

verderbt krompir; in Innerkrain dizhin, sprich dizhe, holdselig, obnodnik, der Kapellan, kaplan. In Unterkrain blag, beseligend, u. dgl. vujk, sprich vjk, die Energie, die Kraft, ein gedeihlicher Vorschub; anderswo pogumn, muthig, korajshin; im Görzischen msda, die Besoldung, solenga. Ein zu Tage nicht geförderter Sprachreichtum liegt im Windischen Kärnthén und in der Steyermark im Vorrathe, und so auch bey uns in den Gegenden der Slowenen. Wer hätte vor einiger Zeit nicht vermuthet, daß der Nahme korist, der Nutzen, nur und allein im Inner- und Mittelkrain hause: es ist nun erhobene Sache, daß er im Laibacher Kreise auch lebt. So ergethet es nicht viel anders dem Nojectiv klok, geschweift, bogenförmig, gekrümmt, eingebogen. Einwendungen dagegen und Berichtigungen sind erwünscht; das Zeitungs-Comptoir nimmt sie portofrey jederzeit an. Schreiber dessen hat sich seit jeher zum Gesetze gemacht, und es niemahls gebrochen — er wolle handeln, nicht schreyen; schreiben, nicht Geschrey machen, forschen, sich selbst verbessern, nicht lärmén. — Vielleicht bald wieder ein Wort! — Jetzt nur noch eines: Dieser Aufsatz ist dem ächten deutschen Ohr ein unleidentlicher Slowenismus, jedoch gibt es mehrere meiner Landesleute, welche meinen werden, er sey der Himmel weiß, wie schön deutsch aufgesetzt.

Das große Loos.

Es ist bekannt, daß bey der Ziehung der Classenlotterien in der letzten Classe das große Loos nicht selten bis zum Schluß der Ziehung im Rade bleibt. In Hamburg

ereignete sich auch dieses Fall, und zwar auf eine so sonderbare Weise, daß das große Loos (100,000 Mark) sich nur mit einer einzigen Niete im Glücksrade befand. Der bey der Ziehung anwesende Commissär ließ jetzt Halt machen, und fragte laut das zahlreiche Publikum, ob die Besizer der 2 noch übrigen Loose zugegen wären. Ein Kutscher und eine Köchinn traten vor. Der Commissär stellte ihnen vor, daß eines von beyden nothwendig das große Loos und das andere die Niete erhalten würde. Er that ihnen den Vorschlag sich zu vergleichen, und entweder den Gewinnst mit einander zu theilen, oder was noch besser sey, da beyde ledig wären — einander zu heirathen; auf diese Weise würde keines leer ausgehen, und jedes könne mit seinem Schicksale zufrieden seyn. Die Köchinn besah den Kutscher, und hatte gegen die Heirath nichts einzuwenden. Aber der Kutscher wollte nichts davon wissen, und sagte: Entweder Alles oder Nichts. Man führte ihm das Thörichte seines Benehmens zu Gemüthe — umsonst! er beharrte dabey. Die Ziehung ging vor sich, die Köchin bekam das große Loos und der Kutscher die Niete. Voll Grimm und Galle ging er nach Hause, erkundigte sich nach der Wohnung der Köchin, und machte ihr den andern Morgen seine ganz gehorsamste Aufwartung. Mit vielen Büßlingen trat er in ihre Stube, entschuldigte sein gestriges albernnes Benehmen; äußerte, daß er gar nicht gewußt habe, was für eine tugendhafte und lebenswürdige Person die Mademoiselle wäre, und schloß mit der Bemerkung, wenn die Mademoiselle noch dieselben günstigen Gesinnungen gegen ihn hege, die sie gestern so unzweideutig habe blicken lassen, so könnte doch noch vielleicht ein Paar aus ihnen beyden werden. Allein mit einem vornehmen Air erwiederte ihm die Erbsüßin: Mein

lieber Mann, von einer Heirath — das sieht er wohl — kann für jetzt keine Rede weiter seyn; indessen, Er dauert mich guter Freund; ich werde mir ohnehin Equipage anschaffen, und wenn er sonst will, so kann er auf der Stelle als Kutscher in meine Dienste treten

S o n e t t
an der Todtenurne Zellingers.

O wer, wer leihst den Seiten meiner Leyer
Für jenen Säng'gen würd'gen Trauerklang,
Der schon in Lenzesfüß, von edlem Feuer
Beseelt, empor sich zu dem Pindus schwang?

Der noch lekt'hin durch dunkler Grotten
Schleier,
Wie in das Schattenreich einst Orpheus,
Und dort im Zauberton die düß're Feyer
Der ernsteren Natur entzückt besang.

Und nicht genug! — Er socht mit tapf'rer
Nechte
Im heil'gen Bunde auch für das Verächte:
D laßt mich dankbar Ihm ein Opfer weih'n!

Laßt meinem trüben Aug' im Mondeschein
Auf seine Gruft ein Thränenbach entrollen;
Nur Thränen ja, kann man am Grabe zollen;
F. L. S — o.

A u f l ö s u n g
der Charade in No. 3.
Sägebock.
